Der Hausfreund

Unterhaltungs-Beilage zur

Deutschen Rundschau

Nr. 247 Bromberg, den 1. Dezember 1927.

Schiggi-Schiggi.

Abenteuer des Leo Parcus in den Urwäldern Boliviens.

Von Fritz Strauß.

Nachdem wir glücklich alle mitsammen die jenseitigen Gefilde erreicht hatten, wurde weiter geritten und dazwischen hinein auch mal wieder rüstig zu Fuß marschiert, bis wir den Arroyo grande vor uns sahen. Das war ein respektabler Fluß mit einer Brücke, die in der Höhe von zehn bis zwölf Metern über ihn führte. Sie konnte aber nur zu Fuß begangen werden. Wir sattelten mein Pferd und die Mulas ab und trieben sie ins Wasser. Das Schwimmen nach dem anderen Ufer besorgten sie selbständig. Mein Mosso verstaute unsere zwei Sättel kunstvoll auf seinem edlen Haupt und lief schnell wie ein Wiesel und behend wie ein Affe über die Balken weg. Dann kam ich. In der einen Hand die Rifle, in der anderen den Gürtel mit den Patronen. Es ging großartig. Wie auf der Theatinerstraße in München spazierte ich auf dem ersten mächtigen breiten Urwaldriesen, bis er aufhörte. Dann fand eine Umgruppierung in der Gesamtanlage statt, und zwar dergestalt, daß an Stelle des einen Stammes zwei unheimlich lange und leider auch zwei ebenso unheimlich schlanke Bäume die Fortsetzung bildeten. Auweh, Leo! Ich hätte mich gern hinter dem Ohr gekratzt, mußte es jedoch unterlassen, weil ich keine Hand frei hatte. Dann nicht! Fein ausgerichtet stellte ich den linken Fuß auf den linken Stamm. So! Und jetzt fest auftreten, daß man gleich einen sicheren Halt hat, das ist die Hauptsache. Hoppla! — Wie so eine Stange doch elastisch sein kann. Darauf war ich wirklich nicht vorbereitet und suchte schleunigst Anschluß bei dem Mutterstamm. Aber nun wußte ich, wie man es machen mußte. Erst die linke Stange sachte herunter treten und warten, bis sie ausgeschwungen hat, dann die rechte — und so fort, bis man am anderen Ende angelangt ist. Nur Mut, es wird schon schief gehen. Oder soll ich doch lieber der Methode meines Mosso den Vorzug geben und ganz schnell darüber weghuschen? — Unsinn! So etwas muß gelernt sein. Ich ließ es also bei dem ersten Entschluß. In geruhsamem Schneckentempo kam ich vorwärts und rechnete aus, daß ich in einer halben Stunde wohlbehalten am anderen Ufer gelandet sein mußte. Aber der Mensch denkt, und Gott lenkt. Dem Brückenbauingenieur muß unbedingt ein Fehler in der Konstruktion unterlaufen sein. Halbwegs — ich war bereits im Besitz eines leichten Knieschnaklers — geriet die Geschichte in schwingende Bewegung. Ich ging in die Kniebeuge wie beim Telemark. Nichts zu machen. Dann versuchte ich durch starken Gegendruck die verdammten Stangen zur Vernunft zu bringen, erreichte indes nur, daß der hierzu benutzte Fuß wie ein wahnsinnig gewordener Perpendikel hin und her sauste. Heiliges Kanonenrohr, ist denn alles verrückt geworden!

Und nun kam ich gänzlich aus dem Gleichgewicht. In höchster Not nahm ich mein rechtes Bein zu Hilfe und streckte es in die Luft. Der Doktor behauptete hernach, ich hätte ausgesehen wie ein Indianer, der einen Kriegstanz aufführt. Aber es half nichts mehr. Und da ich keine Lust hatte, womöglich mit dem Kopf voran hinunter zu segeln, sprang ich kurzerhand mit einem wehrhaften Fluch ins Wasser. Dort angekommen, brüllte ich dem Doktor zu: „Ein Lasso!" Ich hatte doch keine freie Hand und konnte nur Wasser treten. Aber der stand am Ufer und hielt sich den Bauch vor Lachen. Ich wartete also, bis mein Mosso auf der Brücke zurückgelaufen war, mir sein Lasso zuwarf und mich herauszog. Er nahm Gewehr und Patronengürtel in Empfang, während ich meinem Hut nachschwamm, der mir in der Hitze des Gefechtes abhanden gekommen war. Mit der dem Objekt eigenen Tücke trieb dieser Schuft ausgerechnet der anderen Seite des Flusses zu, und als ich ihn erreicht hatte, war ich glücklich wieder da, wo meine Seiltänzertätigkeit vor einer halben Stunde begonnen hatte. Von olympischem Groll erfaßt, kletterte ich ans Land und fing die Bewältigung der lieblichen Brücke noch einmal von vorne an, da ich ihr den Triumph, mich zur Strecke gebracht zu haben, nicht gönnte. Diesmal wurde ich ihrer ohne Schwierigkeiten Herr. Ich ritt nämlich auf den Stangen hinüber. Mein Mosso, der während des ganzen Theaters kein Wort verloren und den Rest meines Gepäcks hinüber befördert hatte, erklärte nun plötzlich: „O Sennor, du hast ein großes Glück gehabt."

„Wieso? Was ist denn dabei, wenn man ins Wasser springt?"

„Nichts, Sennor. Aber die vielen Pfähle, die im Wasser stecken, sind gefährlich. Man kann sich daran aufspießen, wenn man nicht zwischen sie zu fallen kommt."

Von dieser Gefahr hatte ich nicht die leiseste Ahnung gehabt. „Ja, ja, Alfonso, Glück muß der Mensch haben, sonst wird es nie etwas Gescheites."

„Wie lange brauchen wir noch bis zur Enpalma Hütte?"

„Drei Stunden, Sennor."

Die Angabe stimmte, in den ersten Nachmittagsstunden hielten wir vor ihr.

Die Enpalma Hütte liegt am Ende des Urwaldes, dicht am Rande der nun beginnenden „Pampa con insulas del monte". Sie stammt noch aus der Zeit, da der Weg nach Guayaramerin von einzelnen Leuten benützt wurde und hatte den Zweck, ihnen zur Unterkunft zu dienen. Heute ist sie nur noch ein offener Schuppen. Die Wände sind eingestürzt und verfault, und außer den vier Eckpfeilern, die ein Dach aus Wellblech tragen, erinnert nichts mehr an ihre einstige Bestimmung, höchstens noch der kleine mit Draht eingefriedigte Raum, der sich seitlich an sie anlehnte, und in dem die Reit- und Tragetiere untergebracht wurden. Schon seit Jahren zählte es zu den größten Seltenheiten, wenn Menschen in der Hütte nächtigten, und seit ein paarmal eingeborene Händler von ihren Begleitern ermordet wurden, steht sie in Verruf und wird gemieden. Über diesen Punkt waren der Doktor und ich beruhigt und ließen umgehend die Vorbereitungen für eine behagliche Nacht treffen. Unsere Mossos holten von einem in der Nähe vorbeifließenden Bach Wasser und trugen Holz für das Lagerfeuer in den Schuppen, während wir beide auf Wildschweine jagten, von denen sich eine Menge den Bach entlang aufhalten sollten. Wir brauchten auch tatsächlich nicht lange nach ihnen zu suchen. Der Doktor begnügte sich mit einem, ich erlegte deren drei. Hier trennten sich nämlich unsere Wege. Nach Guayaramerein geht es in östlicher Richtung weiter; ich wollte nach Süden und mußte mindestens mit zwei bis drei Tagen rechnen, bis ich die Pampa durchschritten hatte und an den Urwald des Yata kam. Diese Pampa aber ist ein Landstrich, in dem es keine Tiere gibt, keinen Vogel, kein Wild, nichts, und wer sie durchwandert, muß sich mit Lebensmitteln versorgen. Ein halbes Dutzend gut angerösteter Wildschweinkeulen — und der Fall ist erledigt.

Die lange Muße in Riberalta hatte meinen Körper der Strapazen entwöhnt, und ich war nach unserer heutigen Urwaldarbeit rechtschaffen müde und fühlte, wie man zu sagen pflegt, ordentlich meine Knochen. Dem Doktor erging es um kein Haar besser. Aber anstatt dem Beispiel unserer Mossos zu folgen, die sich mit dem Einbruch der Dunkelheit in eine Ecke des Schuppens zurückgezogen hatten und wie zwei Säcke schliefen, warfen wir noch einige Äste in unser Lagerfeuer, rauchten Zigaretten und plauderten über Gott und die Welt. Manchmal schwiegen wir auch und schauten auf die Pampa hinaus. Vom Mondlicht übergossen lag sie still wie ein Nebelsee, aus dem die Kronen der niederen Bäumchen wie kleine silberne Inseln leuchteten. Riesige Nachtfalter flatterten an uns vorüber, umkreisten gierig die Flammen und torkelten, trunken vor Hitze und Glut, mit versengten Flügeln in das Dunkel des Urwaldes zurück. Andere lösten sie ab und wagten von neuem das wahnwitzige Spiel mit dem Feuer. Besonders ein Tier mit zwei gelbweiß umrandeten Augen auf den handflächegroßen Flügeln konnte sich seiner magischen Gewalt nicht entziehen. Dreimal war es wie von Schreck gepeitscht davon gejagt — und dreimal war es wiedergekommen. Einem Blatt gleich, das der Herbstwind vor sich herwirbelt, und das er bald steil in die Höhe reißt, bald jählings zu Boden schleudert, so taumelte der rasende Falter um die Lohe. Und jedesmal, wenn er die Glutwellen durchbrechen wollte, prallte er ab, als wäre er gegen eine Fensterscheibe gerannt. Plötzlich stellte er die Flügel beinahe wagrecht, schwebte leise schwankend einen Atemzug lang frei in der Luft und schoß mitten ins Feuer hinein. — Vorbei!

Der Doktor war mit Spannung dem Vorgang gefolgt und meinte dann verständnisinnig auf mich blickend: „Das ist immer das Ende vom Lied. Wer mit dem Feuer spielt, verbrennt. Nicht wahr, Leo? Oder sind Sie anderer Ansicht?"

Ich nickte beifällig: „Durchaus nicht, lieber Doktor, durchaus nicht. Aber die Feuerbestattung ist heutzutage eben einmal modern. Dagegen ist nichts zu machen." — — —

Am nächsten Morgen — die Sonne hatte noch nicht die Linie des Horizontes berührt — standen wir reisefertig vor der Eupalma Hütte. „Jetzt wird es Ernst, Doktor! Lassen Sie sich's gut gehen, und fallen Sie mir nicht in den Arroyo grande, und wenn ich wiederkomme, bringe ich Ihnen auch etwas Schönes mit."

Ein letzter Händedruck, und wir stiegen in den Sattel und ritten von dannen. Aus der Ferne winkten wir uns noch einmal zu; dann verschwand der Doktor hinter einer vorspringenden Ecke des Urwaldes — und dann war ich mit meinem Mosso allein.

Zweites Kapitel.

Durch den Urwald des Yata.

Es ist auf die Dauer ein monotones Reiten durch diese Pampa mit den Waldinseln. Die ungezählten kleinen Zwergbäume, deren kugelförmige Kronen das Schilf überragen, schieben sich in der Perspektive ineinander und wirken wie ein zusammenhängender Buschwald. Auf diese Weise verliert die Grassteppe ihren Charakter und damit den Zug ins Große, der weit hinziehenden Ebenen eigen ist.

Die Strahlen der Sonne fallen schon beinahe senkrecht auf uns, und ich bin fest entschlossen, beim nächsten Arroyo*) ein Lager aufzuschlagen und für heute zur Ruhe überzugehen, zumal ich sicher damit rechnen kann, im Laufe des morgigen Tages das Gebiet des Yataflusses zu erreichen. Seit Stunden habe ich kein Wort mehr mit meinem Mosso gewechselt. Wie Blei lastet die tödliche Stille auf uns, in die einschläfernd der dumpfe Hufschlag der Reittiere und das laute Lechzen der durstigen Hunde tönt. Kein Vogelruf dringt an unser Ohr, kein Rauschen des Schilfes meldet ein aufgescheuchtes fliehendes Wild. Ausgestorben und öde dehnt sich ringsum das leere Land. Ich finde keine Erklärung für diese seltsame Erscheinung und nehme an, daß das Fehlen von Lebewesen auf das harte ungenießbare Gras zurückgeführt werden muß. Auch der Mosso weiß keinen Grund hierfür anzugeben. Mitunter schieben sich mehr oder minder große mit Palmen bestandene Sümpfe zwischen das Geläuf der Pampa. Sie trocknen aber sehr bald nach der Regenzeit ein und entbehren dann jeder Nahrung für die Tiere.

Das Angenehme dieser Gegend ist für uns, daß sie ohne sonderliche Anstrengung und Schwierigkeit in verhältnismäßig rascher Gangart durchritten werden kann. Nur meine weiße Mula, eine kleine, aber kräftige Stute, scheint hierfür nicht das geringste Verständnis zu haben. Sie wirft sich mitten im geruhsamsten Trott blitzschnell und ohne Rücksicht auf mich zu Boden und streckt alle viere von sich. Das bedeutet: „Mir ist diese ganze Geschichte hier zu dumm. Ich streike und will nach Hause in den Schatten."

*) Arroyo = kleiner Fluß, Bach.

Die Dame hat unstreitig einen schlechten Charakter und darf sich über die Folgen ihres üblen Benehmens nicht wundern. Ich ziehe ihr ein paar ordentliche hintenüber, und der Mosso ist ihr an den langen Ohren kräftig beim Aufstehen behilflich. Im Nu ist sie wieder auf den Beinen, wedelt mißbilligend mit den Ohren und zeigt keinen Funken von Reue. Nach hundert Metern wiederholt sich derselbe Fall nochmal. In verstärktem Maße tritt das Lasso in Aktion, und der Mosso zeigt sich auch nicht von seiner sanften Seite. Aber diese Mulas sind von einem Eigensinn und von einer Dickfelligkeit, die beinahe ans Anormale zu grenzen scheint. Wenn sie nicht mögen, dann mögen sie eben nicht, und man kann sie prügeln, bis einem der Arm lahm wird. Mehr als zwanzigmal versucht meine weiße Bestie immer wieder das Manöver. Ich konnte machen, was ich wollte. Nach hundert Metern warf sie sich auf die Erde und wartete, bis man sie wieder hochgestellt hatte. Die Folge davon war, daß wir anstatt zwei Stunden, deren rolle drei zu reiten hatten, ehe wir unseren Arroyo fanden.

Der vielen Palmen wegen, die seine Ufer begleiten, taufe ich ihn Las palmitas. Ein Bad in ihm erfrischt uns alle; Togo und Tigre sind überhaupt nicht mehr aus dem Wasser zu bringen. Die Reittiere suchen eifrig nach frischen Grasbüscheln, die dicht am Rande des Baches verstreut stehen, und der Mosso hockt vor einem Feuer und bereitet für uns beide das Mahl. — —

Die ersten Strahlen der Sonne sehen uns bereits auf dem Marsch. Ich reite den Caballo, der Mosso die braune Mula, und die weiße Bestie vergnügt sich mit dem Gepäck. So war es in meinem Plan vorgesehen, und wenn ich die ersten Tage davon abwich, geschah es nur, um dem Tragtier noch eine gewisse Erleichterung zu gönnen, bis die großen Strapazen beginnen. Das Gepäck ist, trotzdem ich mich auf das Nötigste beschränkt habe, reichlich schwer. Außer Hemden, Hosen, Unterjäckchen und ein Paar Schuhen aus Gummi führe ich mehrere Schachteln Patronen mit und das gesamte Material zu ihrer Herstellung: Pulver, Blei, Zündhütchen und eine Gießform. Für den Fall, daß ich auf Indianer stoßen sollte, habe ich mich mit Messern, allerhand Glasperlen, Spiegeln und bunten Tüchern versehen. Kochkessel und Wasserflasche fehlen natürlich nicht. Auch Tee, Zucker und Salz habe ich mitgenommen. Das Wichtigste von allen ist der in lange Stangen gerollte Tabak. Ein Schmetterlingsnetz — man kann nie wissen, wozu so ein Ding gut ist — vervollständigt die Ausrüstung. Die Gegenstände sind in zwei großen Gummisäcken untergebracht und, sofern sie besonders vor Nässe geschützt werden müssen oder sonstwie wertvoll sind, wie beispielsweise der Tabak, noch einmal extra in kleinen Gummisäcken verstaut.

Meine Wolldecke und die Hängematte dienen als Polsterung des Sattels, der nur aus einem mit Leder überzogenen Holzgestell besteht. Da dauernd Arroyos und Flüsse zu durchschwimmen sind, wäre eine andere Art unmöglich. Der Hauptgrund, weshalb ich diese beiden letztgenannten Sachen nicht von der Packmula tragen lasse, ist jedoch ein anderer. Es kann immerhin sein, daß sie irgendwie verloren geht, und dann hätte man weder Decke noch Hängematte.

Der weißen Bestie ist ohnedies nicht über den Weg zu trauen. Augenblicklich macht sie allerdings den harmlosesten Eindruck von der Welt und trottet emsig hinter uns her, ohne nur nach rechts oder links zu schauen.

Die Pampa wird immer schmäler; von beiden Seiten her schieben sich dunkle Waldstriche näher heran, und der Urwald des Yata hebt sich schon klar und deutlich vor unseren Blicken. Ehe die Sonne ihren höchsten Punkt erreicht hat, satteln wir an seinem Rande zur letzten Rast in der Steppe ab. Ich bin gerade im Begriff, den Caballo vom Zaumzeug zu befreien, da ruft der Mosso plötzlich erregt: „Don Leon! Don Leon! — Drei Stiere!"

„Was? — Stiere? — Ich glaube du hast einen Sonnenstich; hier gibt es doch noch keine Stiere."

„Aber schau' doch selber — am Rande der Pampa!"

(Fortsetzung folgt.)

Winterabend.

Die blassen Fenster stehn in blauem Schein
und leuchten in die Dunkelheit herein.

Du öffnest sie. Schnee fällt vom Fensterrand,
und Winterluft streift an die Zimmerwand.

Da draußen liegt der weite Hain so weiß,
verweht sind Wege, Wagenspur und Gleis,

die Birkenbank, die Büsche bleich verschneit.
Schneeschritte knirschen durch die Einsamkeit...

Wilhelm von Scholz.

Lichtenstein.

Roman von Wilhelm Hauff.

(2. Fortsetzung.)

Um der Ermahnung des wohledlen Rates, den Gästen das Mahl so angenehm als möglich zu machen, gehörig nachzukommen, suchte er auf der entdeckten schwachen Seite dem jungen Mann beizukommen. Es war zwar gegen die Gewohnheit des jungen Ulmers, viel Wein zu trinken, aber dem jungen Mann zulieb, der etwas so Hohes und Gebietendes an sich hatte, mußte er schon ein übriges tun. Er schenkte sich seinen Becher wieder voll und begann: „Nicht wahr, Herr Nachbar, das Weinchen hat Feuer und einen feinen Geschmack? Freilich ist es kein Würzburger, wie Ihr in Franken ihn gewohnt sein werdet, aber es ist echter Eilfinger aus dem Ratskeller und immer seine achtzig Jahre alt."

Verwundert über diese Anrede, setzte Georg den Becher nieder und antwortete mit einem kurzen „Ja, ja! —", der Nachbar ließ aber den einmal aufgenommenen Faden nicht so bald wieder fallen. „Es scheint," fuhr er fort, „als munde er Euch doch nicht ganz; aber da weiß ich Rat. Heda! gebt eine Kanne Uhlbacher hierher! — Versuchet einmal diesen, der wächst zunächst an des Württembergers Schloß; in diesem müßt Ihr mir Bescheid tun: Kurzen Krieg, großen Sieg!"

Georg, dem dieses Gespräch nicht recht zusagte, suchte seinen Nachbar auf einen andern Weg zu bringen, der ihn zu anziehenderen Nachrichten führen konnte. „Ihr habt," sprach er, „schöne Mädchen in Ulm, wenigstens bei unserem Einzug glaubte ich deren viele zu bemerken."

„Weiß Gott," entgegnete der Ulmer, „man könnte damit pflastern."

„Das wäre vielleicht so übel nicht," fuhr Georg fort, „denn das Pflaster Eurer Straßen ist herzlich schlecht. Aber sagt mir, wer wohnt dort in dem Eckhaus mit dem Erker; wenn ich nicht irre schauten dort zwei feine Jungfrauen heraus, als wir eintritten."

„Habt Ihr diese auch schon bemerkt?" lachte jener. „Wahrhaftig, Ihr habt ein scharfes Auge und seid ein Kenner. Das sind meine lieben Basen mütterlicherseits, die kleine Blonde ist eine Besserer, die andere ein Fräulein von Lichtenstein, eine Württembergerin, die auf Besuch dort ist."

Georg dankte im stillen dem Himmel, der ihn gleich mit einem so nahen Verwandten Mariens zusammenführte. Er beschloß, den Zufall zu benützen, und wandte sich, so freundlich er nur konnte, zu seinem Nachbar: „Ihr habt ein Paar hübsche Mühmchen, Herr von Besserer . . ."

„Dietrich von Kraft nenne ich mich," fiel jener ein, „Schreiber des großen Rates."

„Ein Paar schöne Kinder, Herr von Kraft; und Ihr besuchet sie wohl recht oft?"

„Jawohl," antwortete der Schreiber des großen Rates, „besonders seit die Lichtenstein im Hause ist. Zwar will mein Bäschen Berta etwas eifersüchtig werden, denn im Vertrauen gesagt, wir waren vorher ein Herz und eine Seele, aber ich tue, als merke ich es nicht, und stehe mit Marien um so besser."

Diese Nachricht mochte nicht so gar angenehm in Georgs Ohren klingen, denn er preßte die Lippen zusammen, und seine Wangen färbten sich dunkler.

„Ja, lachet nur," fuhr der Ratsschreiber fort, dem der ungewohnte Geist des Weines zu Kopfe stieg; „wenn Ihr wüßtet, wie sie sich beide um mich reißen. — Zwar — die Lichtenstein hat eine verdammte Art, freundlich zu sein; sie tut so vornehm und ernst, daß man nicht recht wagt, in ihrer Gegenwart Spaß zu machen, noch weniger läßt sie ein wenig mit sich schäkern, wie Berta; aber gerade das kommt mir so wunderhübsch vor, daß ich elfmal wiederkomme, wenn sie mich auch zehnmal fortgeschickt hat. Das macht aber," murmelte er nachdenklicher vor sich hin, „weil der gestrenge Herr Vater da ist, vor dem schämt sie sich; laßt nur den einmal über der Ulmer Markung sein, so soll sie schon kirre werden."

Georg wollte sich nach dem Vater noch weiter erkundigen, als sonderbare Stimmen ihn unterbrachen. Schon vorher hatte er mitten durch das Geräusch der Speisenden diese Stimmen zu hören geglaubt, wie sie in schleppendem, einförmigem Tone ein paar kurze Sätze hersagten, ohne zu verstehen, was es war. Jetzt hörte er dieselben Stimmen ganz in der Nähe, und bald bemerkte er, welchen Inhaltes ihre eintönigen Sätze waren. Es gehörte nämlich in den guten alten Zeiten, besonders in Reichsstädten, zum Ton, daß der Hausvater und seine Frau, wenn sie Gäste geladen hatten, gegen die Mitte der Tafel aufstanden, und bei jedem Einzelnen umhergingen, mit einem bekömmlichen Sprüchlein zum Essen und Trinken zu nötigen.

Diese Sitte war in Ulm so stehend geworden, daß der hohe Rat beschloß, auch an diesem Mahl keine Ausnahme zu machen, sondern ex officio einen Hausvater samt Hausfrau aufzustellen, um diese Pflicht zu üben. Die Wahl fiel auf den Bürgermeister und den ältesten Ratsherrn.

Sie hatten schon zwei Seiten der Tafel „nötigend" umgangen, kein Wunder, daß ihre Stimmen durch die große Anstrengung endlich rauh und heiser geworden waren, und ihre freundschaftliche Aufmunterung wie Drohung klang. Eine rauhe Stimme tönte in Georgs Ohr: „Warum esset ihr denn nicht, warum trinket ihr denn nicht?" Erschrocken wandte sich der Gefragte um und sah einen starken, großen Mann mit rotem Gesicht; ehe er noch auf die schrecklichen Töne antworten konnte, begann an seiner anderen Seite ein kleiner Mann mit einer hohen dünnen Stimme:

„So esset doch und trinket satt,
Was der Magistrat euch vorgesetzt hat."

„Hab' ich's doch schon lange gedacht, daß es so kommen würde," fiel der alte Breitenstein ein, indem er ein wenig von der Anstrengung, mit welcher er den Rehziemer bearbeitet hatte, ausruhte.

„Da sitzt er und schwatzt, statt die köstlichen Braten zu genießen, die uns die Herren in so reichlicher Fülle vorgesetzt haben."

„Mit Verlaub," unterbrach ihn Dieterich von Kraft, „der junge Herr ißt nichts, er ist ein Zechbruder und trefflicher Weinschmecker; hab' ich's nicht gleich weg gehabt, daß er gerne zu tief ins Glas guckt? Darum tadle ihn keiner, wenn er sich lieber an den Uhlbacher hält."

Georg wußte gar nicht, wie er zu dieser sonderbaren Schutzrede kam; er war im Begriff, sich zu entschuldigen, als ihn ein neuer Anblick überraschte. Breitenstein hatte sich jetzt über den Schweinskopf mit der Zitrone im Maul erbarmt, hatte die Zitrone geschickt aus dem Rachen des Tieres operiert, und begann mit großem Behagen und geübter Hand die weitere Sektion vorzunehmen, da trat der Bürgermeister auch zu ihm, und eben als er an einem Bissen kaute, hub er an: „Warum esset ihr denn nicht, warum trinket ihr denn nicht?" Dieser sah den Nötigenden mit starren Blicken an, zum Reden hatten seine Sprachorgane keine Zeit. Er nickte daher mit dem Haupte und deutete auf die Reste des Rehziemers; der kleine Mann mit der Fistelstimme ließ sich aber nicht irre machen, sondern sprach freundschaftlichst:

„So esset doch und trinket satt,
Was der Magistrat euch vorgesetzt hat."

So war es nun in den „guten alten Zeiten!" Man konnte sich wenigstens nicht beklagen, nur zu einem Schauessen geladen worden zu sein. Bald aber bekam die Tafel eine ganz andere Gestalt. Die großen Schüsseln und Platten wurden abgetragen, und geräumigere Humpen, größere Kannen, gefüllt mit edlem Wein, aufgesetzt. Die Umtränke und das in Schwaben schon damals sehr häufige Zutrinken begannen, und nicht lange, so äußerte auch der Wein seine Wirkungen. Dietrich Spät und seine Gesellen sangen Spottlieder auf Herzog Ulerich und bekräftigten jeden Fluch oder schlechten Witz, den einer ausbrachte, mit Gelächter oder einem guten Trunke. Die fränkischen Ritter würfelten um die Güter des Herzogs und tranken einander das Tübinger Schloß im Weine ab. Ulerich von Hutten und einige seiner Freunde hielten in lateinischer Sprache eine laute Kontrovers mit einigen Italienern wegen des Angriffes auf den römischen Stuhl, den kurz zuvor ein unberühmter Mönch in Wittenberg unternommen hatte; die Nürnberger, Augsburger und einige Ulmer Herren, die sich zusammengetan hatten, waren über den Glanz ihrer Republiken in Streit geraten, und so füllte Gelächter, Gesang, Zanken und der dumpfe Klang der silbernen und zinnernen Becher den Saal.

Nur am oberen Ende der Tafel herrschte anständigere, ruhigere Fröhlichkeit. Dort saßen Georg von Frondsberg, der alte Ludwig von Hutten, Waldburg Truchseß, Franz von Sickingen und noch andere ältliche, gesetzte Herren.

Dorthin wandte jetzt auch der Bundeshauptmann Hans von Breitenstein, nachdem er sich genugsam gesättigt hatte, seine Blicke und sprach zu Georg: „Das Lärmen um uns her will mir gar nicht behagen; wie wäre es, wenn ich Euch jetzt dem Frondsberg vorstellte, wie Ihr in den letzten Tagen gewünscht habt?"

Georg, dessen Wunsch schon lange war, dem Kriegsobersten bekannt zu werden, stand freudig auf, um dem alten Freunde zu folgen. Wir werden ihn nicht tadeln, daß sein Herz bei diesem Gange ängstlicher pochte, seine Wangen sich höher färbten, seine Schritte, je näher er kam, ungewisser und zögernder wurden. Wen haben nicht in seiner Jugend, wenn er einem glänzenden, ruhmbekränzten Vorbild naht, ähnliche Gefühle bestürmt? Wem sank da nicht sein eigenes Ich zur Unbedeutendheit zusammen, während der Gefeierte zum Riesen wuchs? Georg von Frondsberg galt schon damals für einen der berühmtesten Feldherrn seiner Zeit.

Italien, Frankreich und Deutschland erzählten von seinen Siegen, und die Kriegskunst wird ihn ewig in ihren Annalen nennen, denn er war der Stifter und Gründer eines geordneten, in Reihen und Gliedern fechtenden Fußvolkes. Sagen und Chroniken erhielten das Bild dieses Helden bis auf unsere Tage, und wer gedenkt nicht unwillkürlich jener homerischen Helden, wenn er von diesem Manne liest: „Er war so stark an Gliedern, wenn er den Mittelfinger der rechten Hand ausstreckte, daß er damit den stärksten Mann, so sich steif stellte, vom Platz stoßen, ein rennendes Pferd beim Zaum ergreifen und stellen, die großen Büchsen und Mauerbrecher allein von einem Ort zum anderen führen konnte" —? Zu ihm führte Breitenstein den Jüngling.

„Wen bringt Ihr uns da, Hans?" rief Georg von Frondsberg, indem er den hochgewachsenen, schönen, jungen Mann mit Teilnahme betrachtete.

„Seht ihn Euch einmal recht an, werter Herr," antwortete Breitenstein, „ob Euch nicht beifällt, in welches Haus er gehören mag?"

Aufmerksamer betrachtete ihn der Feldhauptmann, auch der alte Truchseß von Waldburg wandte prüfend sein Auge herüber. Georg war schüchtern und blöde vor diese Männer getreten; aber sei es, daß die freundliche, zutrauliche Weise Frondsbergs ihm Mut machte, sei es, daß er fühlte, wie wichtig der Augenblick für ihn sei, er bekämpfte die Scham, den Blicken so vieler berühmter Männer ausgesetzt zu sein, und sah ihnen entschlossen und mutig ins Gesicht.

„Jetzt, an diesem Blick erkenne ich dich," sagte Frondsberg und bot ihm die Hand, „du bist ein Sturmfeder?"

„Georg Sturmfeder," antwortete der junge Mann, „mein Vater war Burkhard Sturmfeder, er fiel, wie man mir sagte, in Italien an Eurer Seite."

„Er war ein tapferer Mann," sprach der Feldhauptmann, dessen Auge immer noch sinnend auf Georgs Zügen ruhte, „an manchem warmen Schlachttag hat er treu zu mir gehalten; wahrlich, sie haben ihn allzufrühe eingescharrt! Und du," setzte er freundlicher hinzu, „du hast dich eingestellt, um seiner Spur zu folgen? Was treibt dich schon so frühe aus dem Neste und bist kaum flügg'?"

„Ich weiß schon," unterbrach ihn Waldburg mit rauher, unangenehmer Stimme; „das Vöglein will sich ein paar Flöckchen Wolle suchen, um das alte Nest zu flicken!"

Diese rohe Anspielung auf die verfallene Burg seiner Ahnen jagte eine hohe Glut auf die Wange des Jünglings. Er hatte sich nie seiner Dürftigkeit geschämt, aber dieses Wort klang so höhnend, daß er sich zum erstenmal dem reichen Spötter gegenüber recht arm fühlte. Da fiel sein Blick über Truchseß Waldburg hin durch die Scheiben auf jenes wohl bekannte Erkerfenster; er glaubte Mariens Gestalt zu erblicken, und sein alter Mut kehrte wieder. „Ein jeder Kampf hat seinen Preis, Herr Ritter," sagte er, „ich habe dem Bund Kopf und Arm angetragen; was mich dazu treibt, kann Euch gleichgültig sein."

„Nun, nun!" erwiderte jener, „wie es mit dem Arm aussieht, werden wir sehen, im Kopfe muß es aber nicht so ganz hell sein, da Ihr aus Spaß gleich Ernst macht."

Der gereizte Jüngling wollte wieder etwas darauf erwidern, Frondsberg aber nahm ihn freundlich bei der Hand: „Ganz wie dein Vater, lieber Junge; nun, du willst zeitlich zu einer Nessel werden.*) Und wir werden Leute brauchen, denen das Herz am rechten Flecke sitzt. Daß du dann nicht der letzte bist, darfst du gewiß sein."

Diese wenigen Worte aus dem Munde eines durch Tapferkeit und Kriegskunst unter seinen Zeitgenossen hochberühmten Mannes übten so besänftigende Gewalt über Georg, daß er die Antwort, die ihm auf der Zunge schwebte, zurückdrängte und sich schweigend von der Tafel in ein Fenster zurückzog, teils um die Obersten nicht weiter zu stören, teils um sich genauer zu überzeugen, ob die flüchtige Erscheinung, die er vorhin gesehen, wirklich Marie gewesen sei.

Als Georg die Tafel verlassen hatte, wandte sich Frondsberg zu Waldburg: „Das ist nicht die Art, Herr Truchseß, wie man tüchtige Gesellen für unsere Sache gewinnt; ich wette, er ging nicht mit halb so viel Eifer für die Sache von uns, als er zu uns brachte."

„Müßt Ihr dem jungen Laffen auch noch das Wort reden?" fuhr jener auf. „Was braucht es da? Er soll einen Spaß von seinen Obern ertragen lernen."

„Mit Verlaub", fiel ihm Breitenstein ins Wort, „das ist kein Spaß, sich über unverschuldete Armut lustig zu machen; ich weiß aber wohl, Ihr seid seinem Vater auch nie grün gewesen."

„Und," fuhr Frondsberg fort, „sein Oberer seid Ihr ganz und gar noch nicht. Er hat dem Bunde noch keinen Eid geleistet, also kann er noch immer hinreiten, wohin er will; und wenn er auch unter Euren eigenen Fahnen diente, so möchte ich Euch doch nicht raten, ihn zu hänseln, er sieht mir nicht danach aus, als ob er sich viel gefallen ließe!"

Sprachlos vor Zorn über den Widerspruch, den er in seinem Leben nie ertragen konnte, blickte Truchseß den einen und den andern an, mit so wutvollen Blicken, daß sich Ludwig von Hutten schnell ins Mitel schlug, um noch ärgeren Streit zu verhüten. „Laßt doch die alten Geschichten!" rief er. „Überhaupt wäre es gut, die Tafel würde aufgehoben. Es dunkelt draußen schon stark, und der Wein wird zu mächtig. Dieterich Spät hat schon zweimal des Württembergs Tod ausgebracht, und die Franken dort unten sind nur noch nicht einig, ob man seine Schlösser niederbrennen oder verteilen soll."

„Laßt sie immer," lachte Waldburg bitter, „die Herren dürfen ja heute machen, was sie wollen, Frondsberg wird ihnen doch das Wort reden."

„Nein," antwortete Ludwig Hutten, „wenn einer von so etwas reden darf, bin ich es, als der Bluträcher meines Sohnes; aber ehe noch der Krieg erklärt ist, müssen solche Reden unterbleiben. Mein Vetter Ulerich spricht mir auch zu heftig mit den Italienern über den Mönch von Wittenberg, und er verschwatzt sich zu sehr, wenn er in Zorn gerät. Laßt uns aufbrechen."

Frondsberg und Sickingen stimmten ihm bei, sie standen auf, und als die Nächsten um sie her ihrem Beispiel folgten, war der Aufbruch allgemein.

(Fortsetzung folgt.)

*) Es sind Frondsbergs eigene Worte, die er zu Götz von Berlichingen sprach, und die dieser in seiner Geschichte, Seite 83, anführt. Anm. Hauffs.

Was die Ehe alles ist.

Nach Abraham a Santa Clara.

Oft ist der Ehestand ein Garten, wo nichts anderes wächst, als Tränenkraut.

*

Oft ist der Ehestand ein Juwelierladen, wo es nichts zu kaufen gibt als Spieldosen.

*

Oft ist der Ehestand ein Tisch, auf dem nichts steht als zerbrochene Töpfe.

*

Oft ist der Ehestand eine Erzgrube, aus der man nichts anderes ausgräbt als Zankeisen.

*

Oft ist der Ehestand ein ABC, wo der größte Buchstabe das W ist.

*

Oft ist der Ehestand eine Prozession, wo allzeit das Kreuz vorangeht.

*

Oft ist der Ehestand ein Wald, wo am meisten die Bitterwurzel gefunden wird.

*

Oft ist die Ehe ein Wässerchen, das von jedem Staubkorn getrübt wird.

E. R.

Lustige Rundschau

* **Keine Abwechselung.** „Nichts als Kleider, Kleider! Den ganzen Tag über denkst du nur an deine Kleider!" — „Du irrst, Männchen, augenblicklich macht mir mein neuer Winterhut Kopfschmerzen."

*

* **Mode von heute.** „Ich habe eine sparsame Frau. Gestern hat sie aus einer Bluse von sich für mich eine Krawatte gemacht." — „Was will das schon bedeuten? Meine Frau hat sich gestern aus einer Krawatte von mir ein Kleid für sich angefertigt."

*

* **Irrtum.** „Ist der Herr Doktor zu Hause?" — „In welcher Angelegenheit, bitte?" — „Ich brauche ärztliche Behandlung." — „Da sind Sie falsch gegangen, der Herr ist Doktor der Musik, und nicht Arzt." — „Na, dann stimmt das gerade, ich habe nämlich so 'n Singen in den Ohren."

Verantwortlicher Redakteur: M. Hepke; gedruckt und herausgegeben von A. Dittmann T. z o. p., beide in Bromberg.